

Frauenstimme

Nr. 24 * 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

4. Dezember 1930

Die Frauenfrage im Lichte des Sozialismus

In jeder großen politischen und sozialen Bewegung gibt es Wendepunkte, wo die Besinnung auf die Vergangenheit, auf das bereits Erreichte, und der Ausblick in die Zukunft befruchtend wirken. Diesem Bedürfnis dient die wertvolle Schrift „Die Frauenfrage im Lichte des Sozialismus“, die Anna Blos dieser Tage veröffentlicht hat unter Mitarbeit von Udele Schreiber, Louise Schröder und Anna Gezer (Verlag Kadon u. Comp., Dresden).

Sehr lebendig schildert Anna Blos die Geschichte der sozialdemokratischen Frauenbewegung in Deutschland und die ersten Arbeiterinnenevereine. Sie läßt uns auch den geistigen Werdegang der tapferen und begeisterten Pionierinnen dieser Bewegung erschauen. Aus der tiefsten Erniedrigung unter dem Druck des Frühkapitalismus und seiner gierigen Ausbeutung der Frauen und Kinder erwacht die Arbeiterin zum Kampf um die Erlösung des unterdrückten Geschlechts und der unterdrückten Klasse. Während der Einzug der Maschine die massenhafte Beschäftigung der Frauen in der Textilindustrie fördert, erwacht der Groll der Männer gegen die lohnverdrängende Konkurrenz der Frauen, gegen die Verdrängung gelernter männlicher durch ungelernete weibliche Arbeiter. Haben wir nicht einen leisen Widerhall dieses Grolls erlebt während des stürmischen Siegestaufes der Maschine in den letzten Jahren? Ist es nicht die Tragik der weiblichen Arbeitnehmer, daß die kapitalistische Technisierung ihnen nicht nur den Fluß der Ueberausbeutung, sondern auch

die Feindseligkeit im Schoße der eigenen Klasse aufbürdet?

Tief vereinsamt standen die Arbeiterinnen zu Beginn des Maschinenzeitalters und der Großbetriebe. Während der Kapitalismus sie bereits massenhaft in den Produktionsprozeß und die Arbeitsfront einspann, wurden ihnen das Recht auf Arbeit, und erst recht die politischen Rechte als Selbstverständlichkeit abgesprochen.

Man begreift, welch geistigen Aufstieg die deutschen Arbeiter in wenigen Jahrzehnten unter Führung der Sozialdemokratie durchgemacht haben, wenn man bei Anna Blos liest: „Luise Otto Peters und ihre Freundinnen schrieben an den Arbeitertag in Gera (im J. 1865): „Wenn es da und dort hat geschehen können, daß die Fabrikarbeiter alles ausgeboten haben, die Frauenarbeit in den Fabriken zu verhindern, so bitten wir sie, solchen Bestrebungen nicht beizutreten.“ Sie wiesen ferner darauf hin, daß der Hunger auch den Frauen weh tut, daß sie bei Arbeitslosigkeit leicht der Schande anheimzufallen, und daß die Arbeiter, die gegen die Frauenarbeit kämpften, gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüsten, da es sich um ihre Mütter, Schwestern, Töchtern und Frauen handle. Die Forderung der „Arbeiterverbrüderung“ (so nannte sich eine Arbeiterorganisation, gegründet im J. 1848, S. G.), daß

Männer und Frauen gleichberechtigt sein sollten,

wurde aber von den Arbeitern zunächst nicht als selbstverständlich hingenommen. Sie wurde sogar, wie das Schreiben Luise Ottos an den Arbeitertag in Gera zeigt, von einer Reihe von Männern bekämpft.“

Es ist für die damalige Einstellung auch der fortschrittlich gesinnten Männer zur Frauenfrage sehr bezeichnend, daß der demokratische Führer Robert Blum in den „Vaterlandsblätter“ im J. 1848 eine Rundfrage veröffentlichte: „Haben die Frauen das Recht, an den Interessen des Staats teilzunehmen?“ Es erscheint demnach begreiflich, daß die kühne Antwort Luise Ottos: „Die Frauen haben nicht nur das Recht, sie haben die Pflicht, an den Interessen des Vaterlandes teilzunehmen“, damals Aufsehen und Bewunderung erregte. Und dreißig Jahre später, im J. 1878, wurde

der erste Arbeiterfrauenverein,

der im J. 1873 gegründet wurde, aufgelöst auf Grund des § 8 des

preußischen Vereinsgesetzes, der so schön lautete: „Vereine, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, dürfen keine Frauenspersonen, Schüler oder Lehrlinge als Mitglieder aufnehmen.“ Trotz der schändlichen Auslegung dieses an sich schon bornierten Vereinsgesetzes haben von Freiheitsdrang und Idealismus besessene Frauen eine sozialistische Frauenbewegung großgezogen! Es wäre zu wünschen, daß die heutige Frauengeneration, die die kostbaren politischen Rechte als Erbgut jener Kämpferinnen genießt, nur halbwegs soviel Opfermut im Kampfe gegen die Totengräber der Demokratie und der geistigen Freiheit aufbringen würde.

Wer die instruktiven Beiträge der genannten Mitarbeiterinnen aufmerksam liest, wird sich davon überzeugen, wieviel positive wertvolle Arbeit von der sozialistischen Frauenbewegung auf allen Gebieten geleistet wurde. Udele Schreiber schildert die Sozialdemokratin als Parlamentarierin, die Frauenarbeit im Reichstag, in Landtagen und Gemeinden. Die Verfasserin wirft die Frage auf: „Hat sich die Frau im Parlament bewährt?“ und bejaht sie mit Recht. Sie stellt aber fest, daß

„die Gesamtheit der Frauenleistung in der Partei größer sein könnte, wenn individuelle Fähigkeiten mehr ausgewertet würden.“

Einzelne sind durch Fähigkeiten wie durch glückliche Umstände zur vollen Auswirkung gelangt, aber noch liegt ein gut Teil Frauenkraft für die politische Arbeit brach“. Letzteres wird wohl ganz besonders auf den weiblichen Nachwuchs zutreffen. Diese sehr aktuelle Frage der politischen Auswirkung der jungen Frauengeneration, die heute mit neuen schwierigen Problemen ringt, findet in der sonst so vielseitigen Schrift nicht genügend Beachtung. Ist doch der Generationenwechsel in unserer Zeit besonders scharf ausgeprägt, die Kluft zwischen Müttern und Töchtern besonders groß. Das Selbstbewußtsein dieser jungen Generation ist ganz enorm, sie kämpft nicht um Selbstbehauptung mit der alten Generation, sondern will von ihr umworben werden, sonst geht sie eigene Wege, die oft freilich sehr minderwertig und bedauerlich sind, wofür die politische Chronik der kommunistischen und nationalsozialistischen Jugendbewegung genug ermahnende Beispiele liefert. Die großen politischen Leistungen der älteren Generation sind gefährdet, wenn nicht ein breiter

talentvoller Nachwuchs, der zur vollen Geltung gelangt, gewillt ist, sie mit Begeisterung zu schützen.

Die Jugend als Bannerträgerin der sozialen Demokratie, die weibliche Jugend als Schrittmacherin der wirtschaftlichen Gleichstellung der Frau und der sozialen Neugestaltung, das ist die Forderung der Stunde. Die grauenhafte wirtschaftliche Not und der seelische Druck der mechanisierten Kultur lasten viel drückender auf den Frauen. Die junge Frauengeneration steht zwischen den Zeiten, ist innerlich zerrissen und stößt auf Lebensverhältnisse, aus denen sie bereits herausgewachsen ist. Soll sie nicht der politischen und sozialen Bewußtsein zur vollen Geltung gelangen, um Hand in Hand mit der älteren Generation schöpferisch zu wirken, um neue soziale Zustände und neue Lebensformen zu schaffen, in die sie organisch hineinwachsen kann.

Wie trägt die Parteipresse dieser politischen Erziehung der neuen Frauengeneration Rechnung? Udele Schreiber berichtet: „63 von 170 sozialdemokratischen Tageszeitungen haben Frauenbeilagen, doch

nur ausnahmsweise unter weiblicher Redaktion.“

Die Frauenbeilagen sind von führenden Genossinnen scharf kritisiert worden, so sagte Marie Juchacz unter allgemeiner Zustimmung: „Die Frauenbeilagen dürfen nicht allgemeine Schutzabdeckplätze werden.“ Diesem bezeichnenden Ausdruck ist nichts hinzuzufügen.

Das geringe Niveau vieler Frauenbeilagen macht es wiederum begreiflich, daß die Männer sie kaum lesen." (S. 144.) Frauenbeilagen, die nicht von Frauen redigiert, sondern von männlichen Redakteuren nebenbei erledigt werden, können am allerwenigsten den komplizierten Ansprüchen der jungen weiblichen Generation und der weiblichen Arbeitnehmer überhaupt entsprechen. Es gilt aber auch bei den Männern Verständnis zu wecken für all die Probleme, mit denen die neue proletarische Frau schwer ringt. Mit Recht hebt Adele Schreiber hervor, daß der „Zwiespalt zwischen theoretischer Erkenntnis und gefühlsmäßiger Einstellung vieler Sozialisten eine zwangsmäßige Folge jahrtausendelang ausgeübten männlichen Herrschertums ist". Aber es gebe auch zahlreiche Männer der Partei, die die Berechtigung der Klagen über die noch zu geringe Zahl der Frauenmandate in allen Körperschaften, die ungenügende Berücksichtigung der Wählerinnen, die Benachteiligung bei der Vergabe von Delegationen, die Vernachlässigung der Frauenschulung, die Widerstände vieler Parteigenossen gegen die politische Arbeit und Organisation ihrer eigenen Frauen verstehen. Leider hat die Zahl der weiblichen Kandidaten zur Reichstagswahl die Einsufnahme dieser „zahlreichen Männer der Partei" noch nicht offenbart. Die soziale Demokratie, die wir anstreben, setzt den politischen Aufstieg der proletarischen Frauen, ihre Aktivierung voraus. Hat doch die Zunahme der Frauenarbeit in den Kriegs- und Nachkriegsjahren die traditionellen Daseinsformen des Frauenlebens tief erschüttert. Infolgedessen machen die werktätigen Frauen äußerlich und innerlich Wandlungen durch, die zur Umgestaltung der Berufsverhältnisse, der Familienverhältnisse und der Stellung der Mutter drängen. Je mehr die arbeitenden Frauen für die Wirtschaft leisten, desto mehr wachsen naturgemäß ihre berechtigten Ansprüche an die sozialen Leistungen des Staats für Mutter und Kind. Einen feinen gezeichneten Ueberblick über die

Stellung der Frau als Hausfrau und Mutter im alten und neuen Staat

bietet Luise Schröder. Sie schildert die einzelnen Etappen des Kampfes der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion für den Schutz der Mutter, für die Rechte des unehelichen Kindes und „gegen den Zwang zur Mutterschaft", der durch Strafbestimmungen schlimmster Art geschaffen wurde. Diese Schilderung führt dem Leser die tragische Zwangslage der proletarischen Mutter deutlich vor Augen, sie eröffnet aber auch auf Grund des bereits von der Sozialdemokratie erkämpften Mutterschaftsschutzes einen hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft. Wie trostlos gegenwärtig noch die Lage vieler erwerbstätigen Mütter ist, geht aus der sehr beachtenswerten Abhandlung von Anna Geier „Die Frau im Beruf" hervor. Die Verfasserin stützt sich dabei auf die Ergebnisse einer Erhebung, die sie im Auftrage des Enquete-Ausschusses durchgeführt hat. Diese vortrefflichen Ausführungen bestätigen wieder einmal, wie sehr die bitterste Not die verheiratete Proletarierin zur Erwerbsarbeit zwingt und wie ihr die Mutterschaft unter den gegebenen Verhältnissen zum Leidensweg wird. Die Frau steht, wie Anna Geier mit Recht hervorhebt, vor die Aufgabe, den Ausweg zu finden, um Frau und Mutter sein zu können, ohne auf wirtschaftliche und persönliche Freiheit verzichten zu müssen. Es geht letzten Endes darum, daß die Frauen, die seit jeher sich den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen anpassen, die ihnen aufgezwungen wurden, nunmehr

Die Anpassung der gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse an die Nöte der werktätigen Frauen und Mütter erkämpfen.

Noch viel mehr als auf den proletarischen Männern lastet die kapitalistische „Kultur" auf den proletarischen Frauen. Und so erfordert auch der sozialistische Sieg die höchste zielbewusste Aktivität gerade der proletarischen Frauen. Judith Grünfeld.

Frauen als Soldaten?

Die Kriegspsychose geht um. Leider auch unter den Frauen. Ein großer Teil ist mutlos durch Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Sorgen, weglöse Zukunft; die anderen sind ruhmstüchtig, lästern nach Abenteuern und Erlebnissen. Alles Merkmale, die auch der Winter 1913/14 trug. Und heute wie damals in allen Tonarten die Phrase: „So kann es nicht weitergehen, es muß anders werden" und von vielen auch heute schon wieder dahin erweitert: „Ein neuer Krieg, ein neues System muß die Rettung bringen."

Wenigstens könnte es scheinen, als ob all das Fürchterliche der Jahre 1914/18 umsonst erlebt worden wäre. Wenn die Toten von der Vorettahöhe, aus Flandern, von Verdun, aus den Karpathen, aus Rußland, vom Balkan, vom Meeresgrund aufstehen könnten, sie würden die Verlogenheit aus den Herzen, den Nebel aus den Hirnen jagen. Sie sind ewig stumm und darum müssen wir Lebenden, die wir den Krieg erlebt haben, in ihrem Namen sprechen. Besonders wir Frauen sind verpflichtet, rastlos für den Frieden,

gegen all das gedanken- und gewissenlose Kriegstreiben zu arbeiten. — Nach dem Kriege fing man in Rußland an, Frauentorps in der roten Armee zu bilden. In Frankreich schuf man das Gesetz über die Kriegsdienstpflicht, das alle erwachsenen Frauen und Männer in den Kriegsdienst stellt. Und in Deutschland? Gerade bei uns fängt die Romantik des Kriegspiels an, bedenklich die Köpfe zu verwirren bis in unsere Reihen.

Da kommt im rechten Augenblick ein Buch auf den Markt, das uns den Krieg von einer ganz neuen Seite zeigt, nämlich Frauen an der Front. Eine Engländerin, Helen, Jenna Smith, die als 20jährige Auto-Lazarettfahrerin hinter der englischen Front ein Jahr Kriegsdienst tat, gibt ihre Erlebnisse unter dem Titel: „Mrs. Bliest pfeift" im S. Fischer Verlag, Berlin, heraus. Für mich war es ganz neu, daß die englischen Frauen so in den Kriegsdienst gestellt waren; Genossen, die an der englischen Front getämpft haben, bestätigen mir die Richtigkeit. Die jungen Mädchen gingen natürlich freiwillig. In erschütternder Sachlichkeit erzählt die Verfasserin von den Gründen dieser Freiwilligkeit. Die Phrasen von der Heiligkeit dieses Krieges, von der Ehre der Nation, von der Liebe zum Vaterlande schufen natürlich in England genau dieselbe Atmosphäre der Kriegsbegeisterung wie in Deutschland. „Man mußte dabei sein", so wollten es die ehrgeizigen Väter und Mütter, die in der Heimat in den verschiedensten Komitees saßen, die sich schmücken wollten mit dem Ruhm ihrer Kinder, denen das Victoria-Kreuz (oder das Eisenerze I. Klasse) noch mehr waren als die gefundenen Leiber und Gehirne ihrer Kinder. Erste Gesellschaftskreise sind es, die ihre Kinder hinaustrieben in ein Leben und Erleben, von dem sie selber keine blasse Ahnung hatten. Aber auch die Motive, die junge Proletarierinnen als Küchenmädchen hinausgehen ließ, sind treffend gesehen. Die Atmosphäre des Krieges selbst, die erste Nacht der Verwundetentransporte und die vielen, vielen anderen Nächte, in denen die jungen Mädchen ihre traurige, verstückelte Fracht fahren, die Unterkunft und schließlich die Kommandantin „Mr. Bliest" sind so ohne Pathos, so fürchterlich wahr geschildert, daß, glaube ich, jedem Lesenden die romantische Heldeneinstellung vergeht. Und dazwischen das geschlechtliche Schicksal der Frau, die jeden Tag sieht, wie gesunde, blühende Männerleiber zerlegt werden; die im Umgang mit Tod und Grauen ihren Körper nicht aus Liebe, sondern aus brennendem Mitleid verschenkt. — Es ist schade, daß der letzte Satz des Buches, wie bei Remarque, einer Gostorbenen gilt. Wo zu? Es ist die Lebende, die erzählt und es ist so gut, daß sie lebte, um dieses Buch zu schreiben, das in Millionen Exemplaren verbreitet werden müßte. Leider ist der Preis von 7 M. für die meisten Arbeiterfrauen zu hoch, aber wer es kann, sollte es kaufen lesen und es andere lesen lassen. Weder Frauen noch Männer dürfen in Zukunft eine Kriegsfrente bilden. Nie wieder Krieg! muß die Parole sein und bleiben.

Clara Bohm-Schuel.

Rationelles Kochen.

Wenn eine vielbeschäftigte Hausfrau stöhnt, daß sie vor lauter Arbeit nicht zur Besinnung käme, so kann ihr leider der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß die Anhänglichkeit an veraltete Arbeitsmethoden ein gut Teil Schuld daran trägt. Sie ahnt nicht, wieviel unnötige Gänge und Griffe diese Ueberlieferungen aus einer geruhlichen Zeit in sich bergen. Schon allein um das Mittagessen zu kochen, tauchte eine Hausfrau für Stunden in der Küche unter. Der Missetäter von Herd zwang sie zu ständiger Bedienung. Er rächte sich leicht für Unaufmerksamkeiten, und es ist ein Glück, daß von angebrannten oder verdorbenen Gerichten keine Statistik erzählt. Das Kochgut durfte man jedenfalls nicht aus den Augen lassen; es mußte immer wieder gerührt und gewendet werden. Kurzum, die Hausfrau „regte ohn' Ende die fleißigen Hände".

Mit rückständiger und überflüssiger Melarbeit soll heute aufgeräumt werden. Intelligente Frauen haben es verstanden, die mühselige Arbeit des Kochens in leichtes, freudiges Schaffen zu verwandeln. Man braucht nur mit raschem Entschluß die alten, ausgefahrenen Wege zu verlassen und sich zu neuer Verkehrsordnung zu bekehren. Hierbei lauert auch nicht etwa das Schreckgespenst umerwünschter Neuanschaffungen im Hintergrunde. Wir müssen uns ja auch nach der Decke strecken.

Ein Essen ist bald gerichtet, wenn die Hausfrau die Architektur in der Küche — das Turmkochen — versteht. Die vom Brennstoff erzeugte Wärme ist teuer, und es leuchtet ein, daß diese aufsteigende Kraft besonders ausgenutzt wird, wenn die Töpfe nicht mehr nebeneinander gesetzt werden. Sind die Speisen angefocht, so genügt die Wärme, die ein Topf an den andern bereitwillig abgibt, um sie am Kochen zu erhalten. Bist es also, keinen Angehörigen beispielsweise Schweinekamm mit Rotkraut und Kartoffeln auf den Mittagstisch zu setzen, so stellt sich die praktische Hausfrau drei gleich große Töpfe zurecht.

Das Fleisch wird gewaschen, abgetrocknet und ohne jedes Fett oder gar etwas Flüssigkeit in einen Topf gelegt. Mit großer Flamme werden alle Seiten angebraten, wobei der Deckel des

Topfes heruntergenommen ist. Dann salzen wir mäßig und spendieren zwei Tomaten, die sich in Vierteln auf das Fleischstück lagern. Etwa 5 Minuten später folgt $\frac{1}{2}$ Liter Wasser. Nicht auf einmal, sondern hübsch nach und nach. Kocht diese Flüssigkeit, so legen wir den zweiten Topf mit Kartoffeln auf den Fleischtopf. Setzt genügt eine kleine Flamme.

Zugleich mit dem ersten Topfe haben wir den dritten aufgesetzt, dem wir 100 Gramm Schmalz anvertraut hatten. Das wird mit kleiner Flamme zerlassen, und wir dämpfen darin eine gewürfelte Zwiebel weich. Sie soll nicht bräunen, denn sie hat die Aufgabe, dem Rotkraut manche unerwünschte Eigenschaft (blähen) einzutreiben. Einem mittelgroßen Rostkohlstopf sind wir mit einem Habel zu Selbe gegangen oder haben ihn mit dem Messer ganz fein geschnippelt. Dieser kleine Schnitzhügel verschwindet im Kochtopf und wird darin gründlich durchgeschwenkt, bis sich das Kraut mit einer glänzenden Fettschicht umzog. Setzt aber große Flamme, bitte! Dann werden dem Kraut noch vier kleingeschnittene saure Äpfel hinzugefügt; sie sollen ihren fruchtigen Geschmack an den Kohl abgeben. Kocht das Kraut, so kommt es auf den Fleischtopf, dem wir seine Kartoffellast vorher abgenommen haben. Der zweite Topf mit den Kartoffeln ist bereits heiß geworden. Eine große Flamme

wird ihn also besonders rasch zum Kochen bringen. Dann wird er hoch oben auf den Kohlstopf gestellt.

Und nun kann die Hausfrau ihrer Wege gehen und unbekümmert andere Arbeiten erledigen. Ihr Essen in dem kleinen Wokenträger wird weder anbrennen noch einkochen. Nach einer halben Stunde werden die Kartoffeln geprüft. Sind sie gar, so schüttet man das Wasser ab. Gepellt werden sie erst kurz vor dem Anrichten. Inzwischen ist auch das Fleisch fertig geworden. Es räumt seinen warmen Platz dem Kohl und begnügt sich mit dem obersten Stockwerk, während die Kartoffeln die Mitte beziehen. Dem Kraut reibt man noch zwei rohe, geschälte Kartoffeln ein, läßt es nochmals aufkochen und schmeckt vorsichtig mit Salz ab. Etwa Zitronensaft würde zur Vollendung nicht unwesentlich beitragen. Die Fleischsoße verlangt kurz vor dem Anrichten, daß drei Eßlöffel saure Milch oder Sahne mit ein Eßlöffel Mehl verrührt werden. Mit dieser Beigabe will sie aufkochen. Dann ist ein Essen fertig, das auch gegen einen Bärenhunger erfolgreich bestehen wird.

So ist das Turmkocher auf dem Wege in das Reuegelände rationeller Betriebsführung eine Station, die über fühlbaren Zeitgewinn und zweckmäßige Sparbarkeit zur frühlichen Kömmerlichkeit führt. Darauf darf dann jede Hausfrau mit Recht stolz sein. Lucie Bürgel.

Frauenenerwerbsarbeit und Arbeitslosigkeit.

In Deutschland wird die Arbeitslosigkeit immer mehr zu einer Dauererscheinung. Unter den Vorschlägen, sie zu kurieren, taucht auch immer wieder die Idee auf, die erwerbstätigen verheirateten Frauen aus dem Produktionsprozeß herauszunehmen. So kann man des öfteren den Ruf hören: Heraus mit den Frauen aus den Fabriken, Büros — sofort sind für Hunderttausende männliche Arbeitskräfte Arbeitsplätze vorhanden. Diese Forderung wird aber nicht nur innerhalb des bürgerlichen Lagers aufgeworfen, auch innerhalb der Arbeiter- und Angestelltenchaft werden in der Diskussion untereinander und auch in Versammlungen solche Gedanken laut.

Was haben wir vom gewerkschaftlichen, sozialpolitischen und sozialistischen Standpunkt zu einem solchen Plan zu sagen?

Grundsätzlich ist für einen Gewerkschaftler und Sozialisten die Ausschließung der Frau von der Berufs- und Erwerbsarbeit, undiskutabel. Wer für die

politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung der Geschlechter

ist, der kann nicht für die wirtschaftliche Ungleichheit eintreten. Das Recht der Frau auf Arbeit kann der Frau nicht versagt werden. Der Frau das Recht auf Arbeit zu nehmen, hieße Millionen von alleinstehenden Frauen existenzlos machen, hieße sie den Wohlfahrtsämtern überordnen. Jeder Mensch, und auch der weibliche Mensch soll seinen Fähigkeiten entsprechend sich auch im Wirtschaftsleben und Erwerbsleben betätigen dürfen. Aber vom Grundsätzlichen abgesehen, hieße die Beseitigung der Frauenarbeit tatsächlich die Arbeitslosigkeit beseitigen oder auch nur einigermaßen eindämmen?

Die Berufszählung von 1925 vermittelte insgesamt 11 478 000 hauptberuflich erwerbstätige Frauen. Hier von waren 6 802 000 oder 59,3 Proz. ledig, 3 645 000 oder 31,7 Proz. verheiratete und 1 030 000 oder 9 Proz. verwitwet oder geschieden. Nun ist es von vornherein unmöglich, die Ledigen, Verwitweten oder Geschiedenen aus dem Produktionsprozeß auszuschalten. Also 7 832 000 weibliche Personen können in keinerlei Weise durch männliche Arbeitskräfte ersetzt werden; auf welche andere Art soll dann die Existenz dieser 7 832 000 gesichert werden? Dies kann eben nur dadurch geschehen, daß sie einer Erwerbsarbeit nachgehen. Die Beseitigung der Frauen-erwerbsarbeit der ledigen Frauen steht außerhalb jeder Diskussion. Den ledigen Frauen kann das Recht auf Arbeit nicht genommen werden.

Können nun die weiblichen verheirateten Arbeitskräfte durch männliche Arbeitskräfte ersetzt werden? Oder: kann der verheirateten Frau das Recht auf Erwerbsarbeit entzogen werden?

Es gibt 3,6 Millionen verheiratete weibliche Arbeitskräfte. Von diesen sind 44 233 Hausangestellte, 708 061 Arbeiterinnen, 82 537 Angestellte und Beamtinnen, 2 501 335 mithelfende Familienangehörige und 309 160 Selbständige. Von einer Ersetzung durch männliche Arbeitskräfte scheiden einmal aus die 309 160 Selbständigen und 2 501 335 mithelfende Familienangehörige. Also die Bauernfrauen, Frauen der Heimarbeiter und Hausgewerbetreibenden usw. Und die 44 233 verheirateten Hausangestellten könnten wiederum nicht durch männliche Arbeitskräfte, sondern auch nur durch ledige weibliche Arbeitskräfte ersetzt werden, so daß für die Ersetzung durch männliche Arbeitskräfte rein rechnerisch gesehen rund 790 000 verheiratete erwerbstätige Frauen in Frage kommen. Statistisch betrachtet könnten

durch die Ausschaltung von 790 000 verheirateten Frauen 790 000 Männer wieder Arbeit finden. Das Problem, Ausschaltung der verheirateten erwerbstätigen Frauen, kann aber nicht statistisch gelöst werden. Nach einwandfreien Erhebungen und dem übereinstimmenden Urteil der Sozialpolitiker sind

80 Proz. der verheirateten Frauen auf den Verdienst ihrer Arbeit angewiesen.

So heißt es z. B. in dem Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt vom Jahre 1927 über die Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen:

„Die Betätigung der verheirateten Frauen im Gewerbe und Handel entspringt überwiegend dem aus ihrer wirtschaftlichen Lage entstandenen Zwang... Bei den in ehelicher Gemeinschaft lebenden Verheirateten, namentlich den gewerblichen Arbeiterinnen, liegen die Gründe für die Annahme gewerblicher Arbeit, soweit nicht etwa der Ehemann durch Krankheit oder Invalidität erwerbsbeschränkt oder erwerbsunfähig ist, in dem unzureichenden Einkommen des Familienoberhauptes. Dies gilt besonders für große Familien, wo die Kosten der Erziehung ihrer Kinder und deren Ausbildung eine Steigerung des Einkommens erforderlich machen, oder wenn die Eltern oder sonstige Verwandte zu unterstützen sind. Seitener ist die Triebfeder dauernder beruflicher Tätigkeit Verheirateter lediglich der Wunsch, das Einkommen der Familie zu erhöhen, um die Lebenshaltung angenehmer gestalten zu können.“

Für rund 600 000 verheiratete Frauen ist die Erwerbsarbeit eine unbedingte Notwendigkeit. Wollten sie dieser nicht nachgehen, so würde die Familie der sozialen Verkümmung anheimfallen. Dies würde wieder bedeuten, daß aus Mitteln der Allgemeinheit zur Beseitigung der Not und Elends dieser Familien beigetragen werden muß. Ist es moralisch und sozial gesehen überhaupt zu verantworten, den Frauen, deren Männer mit 20, 25 und 30 Mark von den Unternehmern am Wochenende nach Hause geschickt werden, das Recht auf Arbeit zu verlagern?

Nur etwa 200 000 verheiratete erwerbstätige Frauen könnten durch männliche Arbeitskräfte ersetzt werden. Aber damit, indem 200 000 Frauen die Erwerbsarbeit verboten wird, kann die Millionen-Arbeitslosigkeit nicht beseitigt werden. Diejenigen, die da glauben, daß mit der Beseitigung der Frauenenerwerbsarbeit der Verheirateten, die Angelegenheit der Arbeitslosigkeit aus der Welt zu schaffen sei, geben sich einem Irrglauben hin. Denn von 200 000 Frauen im Produktionsprozeß leisten viele Zehntausende eine Arbeit, die nur für sie und nicht für die männlichen Arbeiter in Frage kommt. Oft genug müssen sie zudem aus ihrem Verdienst noch den Mann unterstützen, der in einem anderen Berufe keine Arbeit hat.

Verbot der Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau brüht keine Lösung, keine Beseitigung der Arbeitslosigkeit, darum hinweg mit Parolen wie: Heraus mit den Frauen aus dem Produktionsprozeß.

Unser Kampf gegen die Arbeitslosigkeit darf kein Kampf gegen das Recht der Frau auf Arbeit sein, unser Kampf gegen die Arbeitslosigkeit muß gehen um die Verkürzung der Arbeitszeit, und muß letzten Endes gehen gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die der Herd für die Ursache der Arbeitslosigkeit der arbeitenden Menschen überhaupt ist.

Lorenz Popp.

Weihnachtliches Schenken.

Weihnachtlichem Schenken liegen vielfach zusammengehörte seelische Vorgänge zugrunde. Unmittelbar bestimmt wird es durch Sitte und Gewohnheit. Einübung von früher Kindheit her hat diese Gewohnheit mehr oder weniger in den Seelen verankert. Immer wieder erwacht beim Herannahen der Weihnachtszeit die mit den früheren Festerlebnissen verbundene Schenkstimmung als Bedürfnis, Forderung, ja Zwang. Aus tieferen seelischen Schichten gesellen sich persönliche Motive, positiver wie negativer Art, hinzu. Sie durchdringen dieses gewohnheitsmäßige Schenkbedürfnis, färben es mehr oder minder deutlich oder verbergen sich unerkannt dahinter. Neben dem Antrieb, inneren Reichtum umzusetzen in Werke der Liebe, kann Geltungstrieb, Wille zu Macht ausgiebig wirksam werden. Verpflichtungen gesellschaftlicher Art, geschäftlicher, fallen oft ins Gewicht; man fürchtet abfällige Kritik, persönliche Nachteile bei Unterlassung. Manchem bekennen man offen oder heimlich sich selbst — manchmal auch nicht — daß beim Schenken keine geringe Rolle — wenn nicht die Hauptrolle — dem Beschenktwerden zufällt. Kinder sind darin in der Regel aufrichtiger als Erwachsene. „Weshalb freust Du Dich auf Weihnachten?“ „Weil es Geschenke gibt“ und „weshalb machst Du Geschenke?“ „Na klar, damit ich wieder welche bekomme“. So lautet das ungeschminkte Bekenntnis, sofern nicht Hemmungen, wie Unschuldlichkeit oder dergleichen, durch Erziehung vorgehoben werden.

Das rein konventionelle wie auch das Geltungsstreben bestimmen nicht selten Qualität und Quantität der Weihnachtsgabe; sie wird leicht prahlerisch, äußerlich, leicht, lässig, da wo man sie als unbequeme, schwer zu umgehende Form möglichst eilig und gleichgültig abtut. Zur Befastung des Schenkens durch die Persönlichkeit des Schenkenden gesellt sich der Ansporn oder Zwang von der Erwartung, vom Anspruch der zu Beschenkenden her. Deren Bescheidenheit oder Unbescheidenheit wird häufig Maßstab der Art und Menge der Geschenke. Uebersteigerte Ansprüche sind wohl imstande, Gebefreudigkeit in mißmutiges Dpfern zu verandern. Und das wird es gar zu oft. Man hört reichlich Familienväter und Mütter, Onkeln, Tanten und sonstige Schenker über die Last der Weihnachtsanforderungen klagen. Sieht man sich sorgenvoll düstere Miene den eingeschrumpten Geldbeutel mustern, manche Familie monatelang hinterher sich aufs äußerste einschränken. Was Last gewesen in reichlicheren Jahren, sich immer fühlbarer machte mit Verschlechterung aller wirtschaftlichen Verhältnisse, muß heute in der bedrängtesten aller Wirtschaftslagen zu untragbarer Bürde werden. Drum heißt es sorgfältiger denn je ans Einkauf gehen. Notwendiger denn je wird es, Liebe aber auch Vernunft walten zu lassen bei der Auswahl, alle negativ wirksamen Gesichtspunkte — wie Geltungstrieb, Prahlucht, Anforderung der Sitte und Gewohnheit,

alles Schenken aus reiner Form möglichst einschränken oder ansprechen.

Kultur des Schenkens will erzogen werden. Welche Zeit bietet reichlicher als die weihnachtliche Gelegenheit zur Erziehung des Beschenkten im umfassendsten Sinne mit rückwirkender Kraft auf allen Gebieten des Schaffens! Denn sowohl in der Industrie wie in der Kunst wird nicht nur Nachfrage durch Angebot bestimmt, sondern in starkem Maße findet auch das Umgekehrte statt.

Wiso alles Undauerhafte, Mißliche ausschalten, namentlich in Betracht der Kinder, der Reim zu Geschmack oder Ungeschmack wird früh gelegt und gebrechliche Dinge wandeln gar bald Freude in Enttäuschung und Tränen. Zu bedenken ist auch, daß Luxus dort wenig am Platze ist, wo Notwendiges entbehrt wird. Von allem, was leere Spielerei ist, Augenblicksvergnügen; eifer Tand, Wertlosigkeit möglichst ablehnen, dafür geschmackvolle Dinge kaufen, bleibende. Sich sorgfältiger denn je einfühlen in Wünsche und Bedürfnisse des Empfängers

Aber nicht alle Wünsche sind vernünftig, nicht alle Bedürfnisse wertvoll. Hier kann und sollte der Schenkende richtig geben und wirken. Und das Uebermaß der Bekereien! Es wäre an der Zeit, statt dessen reichlicher geistige Nahrung zu spenden. Ein gutes Buch als Weihnachtsgabe ist Wert an sich und Kulturtat. Ein Theater- oder Konzertbillet wäre Freude und Genuß, nach denen mancher allzu häufig vergeblich sich sehnt. Zu guter Letzt nicht die Betonung legen auf ein „soviel als möglich“, sondern auf ein

„so gut als möglich“.

Immer in Einklang mit den zu Gebote stehenden eigenen Mitteln, wie mit denen des Empfängers. Es ist häßlich, durch ein übertriebenes Geschenk ein ebenbürtiges oder ein noch größeres herauszufordern. Es ist häßlich, über sein Vermögen hinaus zu schenken und dadurch die Reinheit der Gebefreude zu trüben. Schönste und kostbarste Gabe ist, die im Stange lebendurchleuchteter Gebete

Freude strahlt und sei diese Gabe noch so gering. Wo solcher Gesichtspunkt wirksam wird, kann es wohl gelingen, mit geringen Mitteln volle Weihnachtsfreude zu bereiten. Und wenn manches Anmühe, rein Formelle, an sich Wertlose gestrichen wird, dürfte sich trotz allem die Möglichkeit bieten, weiter und reichlicher als sonst über den Kreis der engeren Umgebung hinaus, die große Gemeinschaft der Vielen, Vielen zu bedenken, die darben in diesen Tagen, in denen andere überschüttet werden mit Fülle und Heberfülle.

Sascha Rosenthal.

Hexenwünsche und Hexenträume.

Wer einmal die Geschichte der Hexenprozesse verfolgt hat, wird nie in seinem Leben diese unmenschliche Anhäufung von Wahnsinn, Grausamkeit und Sexualität vergessen können. Vielleicht am erschütterndsten berührt den heutigen Leser die ungeheuerliche Gleichgültigkeit aller dieser Tragödien. Gewiß, es gibt auch Bispelpunkte des Hexenwahns: wenn in Freising noch 1717 drei acht- und neunjährige Schulknaben verbrannt wurden, weil sie nach ihrem eigenen Eingeständnis Mäuse gemacht und sich an Hexentänzen beteiligten hätten, wenn man in Bonn drei- und vierjährige Kinder beschuldigte, einen Buhlskeufel zu haben, und in Freiwaldau und Juckermantel sogar Säuglinge verbrannte, weil ihre Mütter behaupteten, sie aus einer Buhlschaft mit dem Teufel empfangen zu haben. Aber die Mehrzahl aller Hexenprozesse gleicht sich in bezug auf die Anschuldigungen gegen die Angeklagten, in bezug auf die Geständnisse und sogar in bezug auf die Verurteilung. Denn fast immer sind es Frauen, die dem Hexenrichter verfallen, und immer geben sie die gleiche Schilderung für das Peremoniell, mit dem sie sich dem Teufel weihen: Da war zuerst der Flug auf den Zaubenberg nachdem sich die Frauen mit der „Hexensalbe“ gefalbt hatten, und dann die Orgie, die dort dem üppigen Rauf folgte, und bei der die Frauen an sexuellen Ausschweifungen aller Art teilnahmen.

Diese eigentümliche Erscheinung erregte bereits in der Zeit der Hexenprozesse die Aufmerksamkeit vorurteilsofer Gelehrter, und so machte schon Giambattista della Porta, der von 1538 bis 1615 lebte, Experimente mit der „Hexensalbe“. Eine alte Frau, eine „Hexe“, mußte sich vor seinen Augen mit der Hexensalbe einreiben — sie verfiel sofort darauf in einen tiefen Schlaf, aus dem sie auch schwere Stockschläge nicht erwecken konnten. Als sie endlich aus diesem Zustande erwachte, erzählte sie Wunderdinge von einer Hexenfahrt, die sie derweil unternommen hätte. Die Uebersetzungen dieses alten Experiments wurden nun durch neuere Forschungen in interessantester Weise bestätigt. Zwar ist die genaue Zusammenlegung der Hexensalbe nicht bekannt, aber neben ekelhaften und sauerlichen Dingen, die wohl nur ihren magischen Charakter betonen sollten, wie Leichenfett, Kinderfinger, zerstampten Kröten usw., spielen immer wieder die gleichen Giftpflanzen eine Rolle, unter denen Nachtschatten, Bisskraut und Stechapfel besonders hervorzuheben sind. Aus Bisskraut und Stechapfel wird ein Gift, das Hypostamin, hergestellt, das auch in unserem nüchternen Zeitalter Betäubungszustände mit Flügellusionen hervorruft. — und oft sind diese Träume auch erotisch betont.

Daß diese Flugträume im Zeitalter der Hexenverfolgungen noch einen so viel stärkeren erotischen Einschlag hatten, läßt sich leicht erklären. Auch heute noch wird ein und derselbe Traumreiz von der gleichen Person zu verschiedenen Zeiten, auch von verschiedenen Personen gleichzeitig in ihrer „Traumarbeit“ ganz andersartig verarbeitet. Das Götter eines Webers produziert, bis es zum Bewußtsein kommt d. h. wirklich weckt, einmal einen Traum von einer Waldkapelle mit heftig läutendem Glöckchen und ein andermal einen Traum von einer russischen Schlittenfahrt. Beide Male aber wird das Leitmotiv des Traumes die Erfüllung eines Wunsches sein (Freud). Denken wir uns nun in die Zeit der Hexenverfolgungen zurück: Die zahllosen großen und kleinen Kriege hatten die Männer in weit größerem Maßstabe dezimiert als die Frauen. Und die Frauen, die nicht „in allen Ehren“ geheiratet wurden oder ins Frauenhaus gingen, waren bis an ihr Lebensende zur Ehelosigkeit verurteilt. Es war ja die Zeit der „Gretchentragödie“! Geschlechtliche Befriedigung war für alle diese Frauen ein Wunsch, für dessen Erfüllung sie auch gern einen Flug nach dem Bockberg unternommen hätten — und aus den Erzählungen von anderen Hexenprozessen, aus den Ermahnungen ihrer Beichtväter wußten sie ja, was sie dabei zu erwarten hatten. War es da ein Wunder, daß sie, viel primitiver als die Menschheit von heute, unter der Einwirkung der gleichen Hexensalbe, die einem Menschen von heute die Traumvision einer Weltreise im „Juppeln“ verschafft, von der Hexenfahrt auf dem Besenstiel und den unerhörtesten sexuellen Orgien auf dem Hexentanzplatz träumten?

Heute ist es uns möglich, durch Chemie und Traumdeutung auf psychanalytischer Grundlage das Rätsel des „Hexenwesens“ zu entschlüsseln, dieses blutige Rätsel, dem jahrhundertlang Hekatomben von Menschen geopfert wurden. Vielleicht wird eine spätere Forschung den Blutwahn unserer Kriege und des Militarismus ebenso kühl objektiv betrachten und sich wundern über die heutige, so tief in den Maschen dieses Wahns verstrickte Welt... aber dann nützt uns die Klärung der Grundlagen dieses Wahns ebensowenig wie den Opfern der Hexenprozesse die chemische Analyse der Hexensalbe...